

Nachdruck verboten.

1) Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Vor dem Amtshause des kleinen Garzledens fuhr der gelbe Jagdwagen langsam auf und ab, der eben den Oberförster von Bodenstein und Lene Escher heruntergebracht hatte von der Drosselburg.

Die wohlgenährten Pferde waren sorgsam in wollene Decken gehüllt. Der alte Kutscher Jochen steckte in einem Schafspelz mit silbernen Knöpfen, dessen Kragen ihm bis über die Ohren reichte. So konnten sie's alle wohl aushalten in der feuchtkalten Märzluft, das Viertelstündchen, bis die Trauung vorüber war.

Der Standesbeamte hatte sich, nachdem er die Herrschaften begrißt, wieder an seine Schreiberei begeben. Er war ein kleiner ängstlicher Mann. Und vor dem Herrn Oberförster, der als „etwas wunderbar“ galt — manche nannten ihn sogar „den verrückten Bodenstein“ — hatte er einen heillosen Respekt.

Das grantapezierte, nüchtern-fahle Amtszimmer war stark geheizt. Aber dem Oberförster, einem beinahe siebzehnjährigen Herrn schien das gelinde Schmoren nach der scharfen Fahrt im offenen Wagen ganz behaglich zu sein.

Mit der geduldigen Ruhe des hohen Alters, das es nicht mehr eilig hat und sich in alle Lagen zu schiden weiß, lehnte er in seinem Stuhl, die tief eingesunkenen, farblosen und doch noch adlerscharfen Augen nachdenklich ins Leere gerichtet.

Lene Escher aber hatte den langen, dunkelblauen Mantel am Halse geöffnet und den Pelzfragen abgelegt. Ihre Wangen glühten unter dem schwarzen Schleier, und in den großen Augen, — echten Wildvogelangen, schwarz, scharf und zutraulich-unbefangen zugleich — stand die tiefe, innere Qual des Wartens.

Der Bräutigam, Doktor Richard Volkmar, sollte mit dem nächsten Zuge aus der entfernten Provinzialstadt eintreffen, wo er vor kurzem als Gymnasiallehrer angestellt war.

Der zweite Zeuge, Doktor Knövenagel, Lene Eschers ehemaliger Vormund, kam endlich, wie er ging und stand, in der braunen Hausjoppe; so wie er gestern abend über Land geholt war zu der Heidemüllerin. Müde und abgearbeitet, verdrießlich, „daß alle Leute heiraten mußten und Kinder kriegen, und einem armen Landdoktor keine Ruhe ließen Tag und Nacht —“.

Und dann unterhielten sich die drei Herren von allen möglichen Dingen, und Lene Escher — wartete weiter.

Sie wußte, daß es Wahnsinn war, aber sie mußte immer dasselbe denken, fort und fort: Er kommt nicht. Der Zug mußte ja schon da sein.

Die Wanduhr da geht nach.

Zawohl. Sie hatte beim Vorbeifahren nach der Rathausuhr gesehen. Die war zehn Minuten weiter.

Er kommt nicht.

Seit heut früh lebte sie wie der Verurteilte, der das Fallen des Beiles erwartet.

Von Minute zu Minute dachte sie: jetzt! Jetzt kommt die Depesche. Er hat keinen Urlaub bekommen. Im letzten Augenblick ist ihm der Konsens verweigert. Irgendwie ist es durchgesickert, weshalb sie die Heirat so übereilt haben.

Barmherziger Gott! Es legte sich ihr wie eine blutrote Vinde über die Augen.

„Ja, das muß ich sagen, Fräulein Escher hat Courage.“ meint der kleine Beamte, heimlich ein Prisen in die Nase praktizierend. „Heut an Freitag —“

Lene hat mit halbem Ohr hingehört. Gewaltig reißt sie sich los von ihren Gedanken, lächelt: „Warum denn?“

„So lange ich dabei bin — sind jetzt runde zehn Jahre — hab ich noch keine Eheschließung am Freitag gehabt.“

„Mein Bräutigam hat ja nur zwei Tage Urlaub genommen.“ sagt Lene Escher wie entschuldigend.

Doktor Knövenagel stößt ein lautes, wieherndes Gelächter aus. „Hahaha!“ Er schüttelt sich.

„Der Freitag gilt eben für'n Unglückstag.“ meint der kleine Hammerschmidt achselzuckend.

„Die Dummheit ist doch unsterblich!“ trompetet Knövenagel.

„Ja, eh alle so weit sind wie Sie, Medizinmann,“ sagt der Oberförster sarkastisch.

„— Sie, Sie Geisteser! Sie Transcendentaler —!“

„— Vierdimensionaler!“ perflüstert und übertrumpft der Oberförster den verstockten Materialisten.

Und sie sind wieder im vollen Disput.

Lene's Gedanken aber flattern von neuem um den einen Punkt, wie die Motte, die sich ins Licht stürzt.

Vier Wochen nach der Anstellung Hochzeit!

Er, der Jüngste von allen!

Wie da der Verdacht wohl sein grünes, schillerndes Schlangenhaupt erhoben hatte!

Wie er so sacht herangekrochen war an — die Wahrheit! Und nun ein hochnotpeinliches Verfahren: Strafverurteilung.

Vielleicht gar — Abschied!

Und sie hat ihn in all dies Elend hineingerissen. Sie, die ihn so geliebt hat, daß sie sich selbst vergaß. So über alle Vernunft und Klugheit geliebt! —

Wär ich doch fest geblieben bei meiner Weigerung, seine Frau zu werden! Hätte er mich doch gelassen, wo ich war.

Ich weiß ja doch, daß er alles wagt, Stellung und Ruf und Zukunft — meinetwillen, dachte sie einen Augenblick. Und dann im nächsten: Aber ich durfte ja nicht. Ich gehöre ja nicht mehr mir selbst. Ich habe heilige Pflichten. Und tiefe Schauer durchliefen sie, wenn sie des geheimnisvoll leimenden Lebens dachte.

Aus ihrem dumpfen Brüten weckte sie ein langgezogener Pfiff, der von fern her an ihr Ohr schlug.

„Der Zug,“ sagt Knövenagel.

Der kleine Hammerschmidt zieht seine Taschenuhr, vergleicht sie mit dem Regulator an der Wand und stellt eine Verspätung von zehn Minuten fest.

„Verfluchte Dummheit!“ murrte Knövenagel wütend.

„Wann ich wohl zu einem soliden Happen komme! Mir ist ganz flau.“

Bodenstein lächelt gleichmütig. Was sind zehn Minuten in einem Leben, das siebzehnjährig gedauert hat!

Ein seltsamer Wechsel geht in Lene Eschers Empfindungen vor. Unwillkürlich krampft sie die Hände zusammen wie in einem Stoßgebet. Ihr Herz klopft in rasender Schnelligkeit, aber in ganz kleinen, zitternden, matten Schlägen.

Eben noch hat sie gefürchtet, daß er nicht kommen könne. Jetzt fürchtet sie, ihn wiederzusehen. Das erste Mal seit jenem Trennungsmorgen im Oktober, als sie wie vernichtet von dem Geschehenen, betäubt, halb wahnsinnig sich von ihm losgerissen hatte.

Wie zwei Schiffbrüchige, die von den Wogen auseinandergetrieben, getrennt eine Weile qualvoll mit dem Versinken kämpfen und nun dieselbe Planke umklammern, die dem festen Lande zuzutreiben scheint — so fanden sie sich wieder!

Welch ein Wechsel! So sollte sie ihm unter die Augen treten?

Sonst, wenn er kam, wie stolz, wie frei, wie glücklich war sie ihm entgegengeslogen. Jedesmal nach der langen Trennung hatte sie sich ihm von neuem geschenkt, aus eigener, starker, freier Machtvollkommenheit.

Jetzt aber? — Ihre Wangen brannten. Wie gebunden, wie mit Schmach beladen, wie verächtlich erschien sie sich selber. Nicht mehr aus freiem Willen schenkte sie sich ihm.

Nein, die Not trieb sie, seine Hand zu ergreifen, seinen Namen wie einen Schild über ihre Schande zu decken. Und wenn er ihr widerlich geworden wäre inzwischen, wenn sie ihn haßten und verabscheuen gelernt hätte, sie gehörte ihm. Und dieses „Muß“ verdarb ihr Bündnis, zog es herab, nahm ihm — das Beste.

Pst, über das alles!

Dieser lange Mantel, den sie abzulegen fürchtete, um den scharfen Augen des alten Cynikers nichts zu verraten, des Doktors braune Hausjoppe, sein Schimpfen, daß die „Prozedur“ so lange dauerte — der kleine ängstliche Beamte, der fortwährend verstohlen in die Schnupftabakdose griff, diese geschäftsmäßige Eheschließung — all das Häßliche, Erniedrigende!

Unerträglich! Vernichtend! Töblich! —
Und dieses Warten! Diese Marter! Er kam ja doch
nicht. Barmherziger Gott!

Sie sprang auf und trat ans Fenster.

Vor ihr lag der Amtshof. Die Enten schnatterten vergnügt in einer großen Pfütze. Anövenagels Stutscher schwahte mit einer drallen Magd, die ein paar Milchweimer trug und ihn mit verliebten Blicken anblinzelte. Jochen, dem die Zeit lang wurde, knallte mit der Peitsche, und die dicken Braunen spitzten die Ohren und schüttelten die Köpfe. Sie liebten das Geräusch nicht.

Die Herren waren ins Nebenzimmer gegangen, wo der kleine Hammerschmidt ihnen einen Liqueur präsentierte.

Das Gefühl der Verlassenheit, des Ausgestoßenseins kam auf einmal über das einsame Weib am Fenster.

Dieser erste Schritt herab aus der Winter einsamkeit der eingeschneiten Drosselburg brachte es ihr zum Bewußtsein, was alles ihrer wartete. Sinaus unter Menschen, in eine fremde Stadt, in ganz neue, fremde Verhältnisse!

„Ich kann es nicht, ich kann es nicht!“ murrte sie und presste die zusammengekrampften Hände auf ihre Brust. Da fühlte sie etwas, einen leise raschelnden Gegenstand — den Brief Volkmars, in dem er ihr seine unerbittliche Aufstellung meldete.

Ein paar Seiten engbeschriebenen Papiers nur — was aber für ihn und für sie darin steckte, dies Erlösstsein von Seelenqualen, von Todesangst und bitterer Herzensnot — das war ihr immer von neuem daraus entgegen geschlagen.

Wenn ihr Mut sinken wollte, hatte sie daraus frische Kraft geschöpft. Sie hatte sich nicht mehr trennen können von diesem Trostspender. Und heut, da sie wußte, daß sie der Stärke doppelt bedürfe, hatte sie's mechanisch zu sich gesteckt, wie ein glückbringendes Amulett.

Die Herren im Nebenzimmer probierten eine zweite Sorte. Die Erzeugung aromatischer Schnäpfe war eine Specialität Herrn Hammerschmidts.

Hastig entfaltete sie den Brief. Keiner achtete auf sie. Glühende, bewegte Worte. Ein Bekenntnis und ein Rechtfertigungsversuch vor der Geliebten und sich selber.

„Das Glück bietet uns die Hand.“ schrieb er. „Wir brauchen nicht mehr übers Meer, mein Weib. Nicht Du allein sollst die Schuld auf Dich nehmen, damit mir meine Carriere nicht verdorben wird.“

„Davon sprich nie mehr, mein Weib. Der Gedanke war das Furchtbarste, was ich mit mir herum schleppen mußte.“

„Wir können gutmachen, was wir an der herrschenden Sitte sündigten.“

„Sitte, nicht Sittlichkeit. Wie ich darüber denke, weißt Du ja.“

„Wenn wir uns einmal die Leidenschaft über dem Kopf zusammenschlagen ließen, nachdem wir sieben Jahre lang ihre Herren geliebt waren, so ist das unsere Sache. Ganz allein unsere.“

„Aber —: „Wer sich ohne Sünde weiß!“ — Das heilige Wort, das der weiseste der Menschen vor zwei Jahrtausenden sprach, und das Millionen von Menschen seitdem nachgesprochen haben — das ist von den Herzen abgeprallt, wie von Felssteinen.“

„Es hat auf Erden keine Stätte gefunden. Niemand versteht seinen Sinn.“

„Und deshalb empört sich alles in mir gegen das Wort „gutmachen“.“

„Ein armes Mädchen mit allen Künsten der Verführung um Ehre und Leben betrügen und dann im Glend sitzen lassen! Ein Kind ins Leben rufen und nicht danach fragen, ob es im Schlamme aufwächst, zum Verbrecher, zum Fluch der Menschheit wird — ist das Sünde?“

„Nein, bewahre! Das gehört zu unsren wohlverbrieften, sanktionierten Mannesrechten.“

„Verkäuflische Liebe suchen, sich wegwerfen mit seiner ganzen Person an ein verlorenes, unglückliches Geschöpf, entehrt das den Mann, den hochgebildeten, dem alle Quellen edelster Genüsse zu Gebote stehen? Und der freiwillig hinabtaucht in den Schlamm der Gemeinheit?“

„Nein. Es entehrt bloß das elende, hungernde Weib, das durch die Schande sein Leben fristet.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

— **Bergarbeiter-Poesie.** Im Organ des Oesterreichischen Touristen-Klubs veröffentlicht Eduard Hübl ein von einem Bergarbeiter verfaßtes Gedicht, das er im Genterhaus des Grafen Crisfallnigg in Dölling gefunden hat. Der Verfasser des Gedichtes, das wir im Folgenden mitteilen, heißt Leopold Benz:

Knappenberg. Der Abschied eines Bergarbeiters.

Leb' wohl, o Knappenberg, wo ich geboren!

Leb' wohl, du lieber, teurer Heimatsort!

Das Brot, das Du mir gabst, hab' ich verloren,

Und „Scheiden“ heißt das bittere Lösungswort.

Verhallt sind Deiner Schichtenglocken Klänge,

Und uns're trauten Räume steh'n nun leer;

Kein Grubenlicht erhellet mehr die Gänge,

Und auch kein froh „Glück auf!“ ertönt mehr.

Ja, bitter ist das Los, das uns getroffen;

Wir sind die Ware einer fremden Schar,

Die auch zerstörte unser bestes Hoffen

Und deren Thun uns stets zum Schaden war.

Mit Gold erlangen sie die reichen Schollen,

Die uns're Väter einst mit Fleiß gedüngt,

Und jetzt hat man die Heimat uns gestohlen,

Das Los der Armut uns zu gehen zwingt.

Zum letztenmal in großen Trennungsschmerzen

Muß dir ein „Lebewohl!“ dein Sohn heucheln zu;

Dem edlen, echten, treuen Kärntnerherzen

Wleibst unvergänglich, trauter Erzberg du!

Doch bricht dereinst, gleich mächtig Adlerichwingen,

Der Freiheit Morgenrot ins Land herein,

Dann werden wir dich uns zurückerzingen

Und dich mit Macht aus deiner Haft befrei'n! —

hy. **Der Konsum ausländischer Trauben in Deutschland.** Wenn infolge von Spätfrösten die ersten Obstfrüchte, die Kirichen, Birnen und Pflaumen mißraten, bleibt dem deutschen Obstfreunde noch die Hoffnung auf die Weintrauben und die Pepsel. Aber der Wein reift bei uns etwas spät, im Durchschnitt nicht vor Mitte Oktober, nicht selten kommen aber die Weißener und Grüneberger Trauben gar nicht zur Reife. In den südlichen Ländern, in Italien, Frankreich und Ungarn kommen sie aber durchschnittlich schon Mitte September zur völligen Reife. Deshalb sind uns Deutschen die ausländischen Trauben willkommen und ihr Import steigt von Jahr zu Jahr. Im Jahre 1901 wurden im ganzen 35182 Tonnen (à 1000 Kilogramm) Weintrauben in Deutschland eingeführt; davon kamen 16 477 Tonnen aus Italien, 7377 Tonnen aus Frankreich, 7309 Tonnen aus Spanien, 2657 Tonnen aus Oesterreich-Ungarn und 1302 Tonnen aus andren Ländern. Im Verhältnis zur Weinproduktion Ungarns war die Traubeneinfuhr von dort im Vergleich zu der der andren Weinländer bisher klein. Die ungarischen Trauben wurden früher meist in Körben als Postkolli nach Deutschland versandt. Die ungarische Traube besitzt nicht die feste Schale der italienischen und spanischen Trauben, auch erfuhr sie beim Verjandi durch die Post nicht immer die nötige Schonung, sie litt daher nicht selten auf dem Transport und kam in minderwertigen Zustände an Bestimmungsorte an. Nicht selten waren auch Fehler in der Auswahl der zu exportierenden Sorten gemacht worden, oder die Trauben in unreifen oder halbreifen Zustände oder unmittelbar nach Regen oder taufeucht gelesen und verpackt worden, wodurch sie bald eine schmutzig-grüne Farbe bekamen und natürlich außer an Farbe auch an Geschmack verloren. Zur Beseitigung dieser Fehler und zur Hebung des Traubenerports aus Ungarn hat sich vor etwa zwei Jahren eine „Genossenschaft ungarischer Trauben- und Obstproduzenten“ gebildet. Sie hat den Traubenhandel und -Export, der bisher ganz im Dunkeln lagte und Mengen von Trauben nach Orten schickte, wo für dieselben nicht genug Absatz war, organisiert, sie sorgt für zweckmäßige Auswahl und Verpackung der einzelnen Traubensorten und im Verhältnis zur Konsumtionsfähigkeit der Empfangsorte. Zur Verjendung werden hauptsächlich großbeerige, gesunde und gleichmäßig trodrene Trauben gewählt und sorgfältig verpackt, denn auch feinere Qualitäten werden in unansehnlichen Trauben nicht gern gekauft. Die Verjendung geschieht in Wagenladungen. In einem, höchstens zwei Tagen muß eine volle Wagenladung Trauben gelesen, sortiert, in die kleinen, 8 bis 10 Pfund haltenden Kistchen sorgfältig verpackt und versandt werden. Dies kann natürlich nur von größeren Besitzern oder Vereinigungen von kleineren ausgeführt werden. Die Genossenschaft lieferte im ersten Jahre ihres Bestehens 1901 allein 162 181 Kilogramm Trauben nach Deutschland, während im Jahre 1900 aus ganz Ungarn zusammen nur 150 000 Kilogramm exportiert wurden. Die Ausfuhr richtet sich meist nach Berlin, in geringerem Maße nach Hamburg, Frankfurt a. M. und Breslau, wohin sie überall günstige Bahnverbindungen hat. Die Produzenten erzielen pro Kilogramm durchschnittlich 18,8 Pf. für bessere Sorten bis 24 Pf. und für geringere 12,5 Pf. Auch die italienischen Weinproduzenten haben neuerdings für

den Obst- und Gemüsetransport nach Berlin, dort in der Nähe des Bahnhofs Alexanderplatz, einen italienischen Fruchthof eingerichtet, wohn durch eine G. m. b. H. Obst, italienisches Gemüse wie Tomaten, Artischocken, Endivien etc., hauptsächlich aber Trauben, in großen Mengen per Wagonladungen speidiert werden.

Theater.

Lessing-Theater. „Kaltwasser“. Lustspiel in drei Aufzügen von Ludwig Fulda. — In Fichtenthal wird die Menschheit nach zwei Methoden kuriert. Die „Wissenschaft“ — die „Natur“, die Dr. Elevozt, staatlich approbierter Arzt, die Ladislaus Krauthofer, simpler Doctor Theologia, der Mann der inneren Berufung des frisch-fromm-trohen Draufgängertums! Wie ehemals für die Seelen, kennt er jetzt auch für die Leiber nur einen Weg des Heils! Dort ängstlicher Opportunismus, Wasser in allen möglichen, auch schwächlichsten Temperaturen, hier das reine Prinzip: Kaltwasser schlechthin, Parfußlaufen, und was sonst zur Austreibung der vielberufenen „Fremdkörper“ noch nötig ist. Jeder der beiden kamt aus den Fenstern seiner Bungalow in den Garten des andern, wo ein bedauernswert mißleitetes Patientenvolk um den letzten Rest seiner Gesundheit gebracht wird, hinüber-schauen und sich über den Unbestand der Menschheit ärgern. Herr Fulda ist der Meinung, daß man im Sanatorium des Dr. Elevozt besser aufgehoben sei. Das mag ja stimmen, aber wie konnte ein Komödiendichter, dem ein so dankbarer Stoff in die Hände fiel, einen Augenblick schwanken, in welchem der beiden Kriegslager er sich anzusiedeln hat? Und wenn der sehr korrekte Herr Dr. Elevozt die brillantesten Kuren vollführt, Herr Krauthofer aber, — nötig wäre das gewiß nicht — auch in seinem neuen Beruf ausschließlich für den Himmel gearbeitet hätte, darum würde diesem doch nicht weniger der Vorrang auf dem Theater gebühren. Der Mensch, nicht der Doktor interessiert uns. Welch bedeutungsvollen Typus hätte ein Poet, der mit dem lachend-weinenden Auge des wahren Humoristen die Dinge ansieht, aus einem dieser irregulären Vertreter der Heilkunst, in denen rührende und komische Züge so eigenartig sich mischen, nicht schaffen können! Man denke an den Stil, in dem Gottfried Keller in seinem „grünen Heinrich“ von dem wundervoll-drolligen Feuerbach-Schwärmer, Wasserverkocher und atheïstischen Naturphilosophen erzählt, der in seiner großen Tasche ein optisches Spielzeug, „das Auge Gottes“, auf allen Wanderungen mit herumtrug! Aber schließlich, auch rein als Posenfigur, aufs ganz äußerlich komische hin gearbeitet wären Krauthofer und seine Leute — doch immer etwas Neues gewesen! Man hätte lachen können, ohne sich über alte, abgearbeitete Schablonen ärgern zu müssen! Und wenn es ohne den weiblichen Welteroberer, den Kapellmeister Pilgrim, nicht abging, dann hätte dieser Herr genau so gut, wie er den Dr. Elevozt aussucht, auch bei dem interessanteren Konkurrenten Quartier nehmen können. Frau Elvire Elevozt hätte Frau Krauthofer werden können usw. usw. Freilich etwas mehr Erfindungskunst wäre dann schon notwendig gewesen! Fürchtete Fulda derartige Unkosten oder hegte er in seinem Herzen einen so tiefen Grimm gegen das Geschlecht der Naturärzte, daß er einem Krauthofer nicht einmal den kleinen Gattentriumph über die windigen Verführungskünste des Musikus gönnte? Vielleicht war beides der Fall. Unter vielen schlimmen Szenen des Stüdes ist die, in welcher der Naturapostel aufmarschiert, eine der schlimmsten. Fulda weiß absolut mit der Figur nichts anzufangen. So läßt er ihn dann einfach als erbotenen Konkurrenten ins Sprechzimmer des wirklichen Herrn Doktor, auf dessen Scheitel alle Ehrenqualitäten gebäuft sind, hereinströmen, und sinnlos mit Kniebeugen und Muskelübungen sein Sprüchlein herplappern. Es ist der reine Pagoden-Austritt. Damit wäre die Mission Krauthofers in dem Stücke erfüllt, wenn er nicht noch eine exemplarische Strafe verdiente. Der richtige Doktor wartet den falschen: Nehmen Sie sich in acht, Sie machen sich mit Ihrer barfüßlerischen Lebensweise noch krank, dann werden Sie den Weg zu mir finden. Und wirklich! Im nächsten Akte dringende Botschaft: Krauthofer hat seinen Anfall weg, der Herr Doktor solle um Gotteswillen schleunigst zu Hilfe kommen; was denn auch mit gutem Erfolge geschieht. Ein Glüd für den Kranken, daß Fulda ein Lustspiel schrieb, in einem Schauspiel hätte der erzürnte Dichter ihn vielleicht kaltblütig in die Grube fahren lassen!

Unter diesen Umständen und da der Dr. Elevozt, wie zu erwarten, ganz farblos-nüchterne Respektabilität bleibt, soll in dem Stücke der Don Juan von Kapellmeister, ein Fachkollege und Leidensgenosse von Bedekinds berüchmte „Kammerjänger“, für alles aufkommen. Und in den Szenen des ersten Aktes ist der Herr, wie er strahlend, mit eleganten Verbeugungen in das Sprechzimmer des Arztes hereintritt, wie er dem Doktor von den reizenden Damen, die er eben im Garten gesehen, begeistert vorführt, und dann auf einmal unvermittelt ein schreckliches Klagesied anstimmt von seiner Nervosität und den verdammten Weibern, die in Scharen sich an ihn, den Unschuldigen, hängen und ihn sicher noch einmal zu Grunde richten werden, auch wirklich voll unterhaltener Komik, zumal in Schönfelds flott-charakteristischer Darstellung. Aber dann ist das Silber verschossen. Die Milieu-schilderung des Sanatoriums, die mit ein Paar karikierenden Patiententypen zuerst ganz lustig einsetzt, verflattet bald und der „gefieberte Künstler“ bringt nach seiner Overtüre nicht einen neuen Ton mehr, der interessieren könnte, heraus. Die verrückte Dame aus der Berliner Gesellschaft, die mit Selbstmorddrohungen

dem „Verräter ihrer Liebe“ nachsetzt, seine verlassene legitime Gattin die er im Sanatorium wiederfindet, um nach zahllosen rasch abgewickelten Liebchaften zu guterletzt mit ihr durchzugehen, die „unverstandene“ kleine Frau des Doktors, der er durch plumpe Schmeicheleien das leere Köpfchen verdreht hat, und die nun, durch die Kaltwasserkur der Flucht geheilt, zu ihrem Manne zurückkehrt — sie alle reden, drehen, wenden sich nach altbewährter Marionettenart. Man sieht den Draht, an dem sie zappeln. Immer seltener blühen in dem glatten Schriftdeutsch des Dialogs da und dort noch fuldaische Pointen auf. Hätte Herr Schönfeld die Berge Sühölz, die seine Rolle ihm auferlegt, nicht mit so atemloser Hast heruntergeraspelt, es wäre noch äbler gewesen. Der Beifall, der nach dem ersten Akt stark war, flaute dann auch später bedenklich ab, und hatte am Schluß mit ziemlich lauter Opposition zu kämpfen. — dt.

Residenz-Theater. „Seine Kammerzofe“. Schwank in drei Akten von Paul Vilhond und Maurice Hennequin. — Die Posse wurde am Sonntag wiederholt und das Publikum lachte, gerade wie es am Sonnabend in der Premiere gelaßt haben soll. Frau Reichenhofer sah als Kammerzofe im zweiten Akt allerliebste aus und Alexander als fortwährend auf verbotenen Wegen ertappter Held ließ all die schlängelhaften Schüttel-künste der Verlegenheit, in denen seiner es ihm nachgab, spielen. An der Aufführung lag es nicht, wenn nur im Stücke selbst ein ganz klein wenig frisch-fröhlicher Uebermut gesteckt hätte. Nicht der Unfug an sich — der kann noch immer komisch sein —, aber die Methode im Unfug, das völlig Phantasielose, die trockene, pedantische Rechnererei, mit der in dieser Pariser Schwankart die abgemerkten Karten immer wieder und wieder neu gemischt werden, ist das Fatale. Wie langweilig und wie generisch muß den Fabrikanten, die damit ihr Geld verdienen, eine solche Arbeit sein! Es überflößt einen, wenn man daran denkt. Der „galante Richter“ aus der vorigen Saison ist diesmal ein galanter Advokat, und die Verkleidungskomödie, die den Sünder schreckt, ist aus dem Chambre séparée ins Haus verlegt. Eine seiner eleganten Geliebten kommt auf den naheliegenden Gedanken, den Ungetreuen dadurch abzustrafen, daß sie als Kammerzofe bei der Frau Gemahlin eintritt. Sobald der Herr nun gegen andre Damen zärtlich wird, erscheint sie prompt und pünktlich an der Thür. Das ist der Hauptreißer. So kam er keine Seitensprünge machen; und da das selbstlose Geschöpf nun obendrein die gnädige Frau in die delikatessten Toiletten-geheimnisse der Halbwelt praktisch einweicht, ist alle Hoffnung, daß der Edle fortan den heimlichen Penaten erhalten bleiben werde. Ein Herr aus dem Kongo und glücklicher Besitzer eines Harems von 28 Negerinnen, der in der Kammerzofe seine frühere Frau erkennt, sowie ein Gymnastienbengel, der hinter allen Schürzen herläuft, vervollständigen mit Ammut das tote Inventar. — dt.

Intimes Theater. Eine besonders ausgeprägte literarische oder künstlerische Phisognomie zeigte der zweite Premierenabend vom letzten Sonnabend nicht, es sei denn, man suchte diese Eigenschaft bei dem von der neuen Leitung servierten französischen Salat zu entdecken. Zur Aufführung gelangten drei einaktige Werke von ziemlich zweifelhaften Qualitäten. Die an sich nicht üble Idee in Pierre Vebers Posse „Ein Selbstmörder wird gesucht“ hätte weit originellere Ausgestaltung vertragen. Was man „Handlung“ nennt, spielt sich auf der Gallerie der Pariser Julisäule ab. Seitdem irgend jemand am Fuße des Monuments ein von ihm erfundenes Franque für Selbstmörder angebracht hat, giebt es keine freiwilligen Todeslandnahmen mehr. Der darob verärgerte Erfinder bietet also dem Wächter 500 Fr., sofern es ihm gelingt, einen Besucher für den Ab sprung zu begeistern. Beinahe wäre dies Mannöver bei einem „unglücklich“ Liebenden geglückt, wenn letzterem nicht noch im letzten Augenblick eine neue „Flamme“ in Gestalt einer feinen „Blonden“ in den Weg getreten wäre. Der Umstand nun, daß an Stelle des Selbstmörders ein — Hund ins Franque hinab springt, rettet den Erfinder und auch das Stück. Satirisch ließ sich die zweite Posse „Der Herr Kommissär“ von Georges Courteline an. Dieser Polizeigewaltige in der Seinestadt ist ein sonderbarer Klauz und eigensinniger Dummkopf und Pechvogel dazu. Er versteift sich z. B. darauf, den ehrlichen Finder einer Taschenuhr hochnotpeinlich zu inquirieren und darauf als „verdächtig“ in Gewahrsam setzen zu lassen, dagegen die Klage einer Frau, daß ihr Gatte verrückt geworden sei, einfach abzuweisen. Dieser Faux-pas hat aber für ihn üble Folgen. Der Freisinnige erscheint im Bureau und bereitet ihm mit Revolver und Stoddegen fürchterliche Todesängste. Dann geht er ruhig von dannen. Die abrupte Wendung der Fabel beeinträchtigt leider die Wirkung des Ganzen. Das anfängliche Lachen über die mancherlei amüsanten satirischen Anläufe verstummte; man vernahm mit Recht die schlagende Pointe. Beide Stücken gaben die Umrahmung ab für „Frau Denise“, ein „musikalisches Lustspiel“ von Leo Fall, dem Kapellmeister des „Intimes Theaters“. Ein verliebter Marquis, der von einem bürgerlichen Liebespaar ins Bodshorn gejagt wird, bildet die aus Posen und Operetten sattfam bekannte teigliche Grundlage. Durch geniale Musik ein miserables Libretto zu vergeistigen, hat nur ein Mozart fertig gebracht. Leo Fall ist kein Mozart, ja nicht einmal ein Millöder oder Zeller. Aber er hat viel musergütliche Opern- und Operettenmusik gehört und so erbringt er den erfreulichen Beweis, ohne eigentlich jemals trivial zu werden, recht „erfällige“ Musik gemacht zu haben. Mehr allerdings nicht. —

Musik.

Die „Freie Volkshöhne“ thut wohl daran, auf ihrem bisherigen Weg einer Vorbereitung des Verständnisses und Genußvermögens für Musik fortzufahren. Sie entfaltet dabei ein außerordentliches Geschick der Vornehmheit in der Auswahl der Vortragsstücke und der Künstler, sowie selbst in der Ausstattung der Programme. Nur der Korrektor des Programmtextes möge nächstens sorgfältiger sein als diesmal mit seinen argen Druckfehlern. Der Abend, den wir meinen, war das Herbstfest vom vergangenen Sonnabend, in den Festsälen der Friedrichshain-Bräuerei, und galt ausschließlich Franz Schubert. Eine gewagte Sache, zumal grade Schubert durch seine weiche, süße Lieblichkeit und häufige Breite am ehesten den Grundsatz der Programmeinheit in Mißcredit bringt! Trotzdem möchten wir der „Freien“ dringend raten, sich in diesem Grundsatz nicht irre machen zu lassen. Nur sollte in einem solchen heißen Fall das Konzert noch mehr als sonst vor übermäßiger Länge und vor Stücken bewahrt bleiben, die selbst dem spezialistischen Hörer Geduld zumuten, namentlich wenn in ihrem Vortrag nichts Ungewöhnliches geleistet wird. So wäre besonders die große Symphonie trotz ihrer Pracht besser weggeblieben. Außerdem lauten einige Orchesterstücke, die für Orchester nur eben übertragen sind und so die Strenge des Hörers fälschen; auch sie wären besser weggeblieben, oder man hätte etwa die Fantasie op. 103 in F-moll wählen sollen, deren Instrumentierung (ich glaube von F. Rottl) besonders lohnt. Auch ein Stückchen Streichquartett war in mehrfadem Sinne nicht am Platze.

Herr Betsch Schot und Herr August Pföhner sangen, Herr Carl Kaempff begleitete am Klavier; alle drei musikalisch — was selten ist. Die Sänger entfalteten so viel Vornehmheit im Ausdruck, daß man an Stelle dieser Feinheit, wie sie überhaupt den Abend charakterisierte, fast etwas mehr Robustheit gewünscht hätte. Namentlich Herr A. Pföhner möchten wir noch lieber in einem intimeren Rahmen wünschen. Kleine gesangstechnische Vorhalte, die wir beiden Künstlern gegenüber machen könnten, haben hier nicht viel zu sagen. Dagegen möchten wir bei Hrn. Schot die Geschmeidigkeit ihrer Stimme und ihre treffliche, auch in der Höhe nicht versagende Vokalisation eigens hervorheben. Einige nach unserm Geschmack etwas zu langsame Zeitmaße an mehreren Stellen des Programms seien deshalb erwähnt, weil der Abend ohnehin unter dem Zeichen der Breite stand, und man von einem soliden Dirigenten, wie Franz v. Blon einer ist, und selbst von einem bereits so feinfühligem Körper wie dem „Berliner Tonkünstler-Orchester“ nicht verlangen kann, daß sie dieses eine Konzert zu einem Wendepunkt in der heute durchschnittlich üblichen Vortragsweise machen.

Vielleicht geht die „Freie Volkshöhne“ noch weiter und versucht eine Reihe intimerer Abende in kleinerem Raum, die ohne die Gefahren eines Riesensaales und in allseits bequemeren Verhältnissen für ein schrittweises Fortführen der Musikbildung in diesen Kreisen sorgen.

Kunst.

—hl. Bei Keller und Meiner erregt gegenwärtig die Ausstellung eines großen Tafelgemäldes von Melchior Lechter „Die Weihe am mythischen Quell“ starkes Interesse. Es ist für einen Kunstgewerbe-Museum zu Köln gestiftet und der in seiner ganzen reichen Ausstattung, mit großen Glasgemälden in der Fensterwand, Mosaiken, figürlichen Schmuck und Marmor- und Holzbergierungen, von dem Künstler entworfen ist; die Skizzen der ganzen Anlage und die Entwürfe der Gemälde, auch die Studien zu den Figuren werden in der jetzigen Ausstellung gezeigt, die außerdem noch einige Arbeiten auf dem Gebiete des Buchstums und Kopien alter florentinischer Meister enthält. Es ist schwer, den Inhalt des dreiteiligen Hauptwerkes anzudeuten, ohne einen falschen Eindruck zu erwecken. Die „Weihe“ vollzieht sich vor einem von Golde glänzenden kleinen Heiligtum, in dessen offener Vogenhalle im buntschimmernden Marmorbecken der mythische Quell sprudelt. Die Priesterin im langen mit Goldzier geschmückten Mantel ist vor die Halle getreten, dem Pilger, der vor ihr in die Knie gesunken ist und die Hände über der Brust kreuzt, aus kristallener Schale den Weihetrank zu reichen. Zu beiden Seiten des Tempels schwingen je zwei Engel Weihrauchbecken, auf dem rechten Seitenbilde steht sich die Scene fort in einer die Orgel spielenden Cäcilie, von links her schweben vier Genien in langen lichten Gewändern heran, von denen eine die Harfe schlägt. Der ganze tiefgrüne Grund ist mit Hyacinthen und niedrigen Rosenbüschen bedeckt; eine Baumreihe schließt die Scene gegen den Hintergrund ab, in dem über dem hohen Berge der glühote Abendhimmel liegt, dessen Farbe vertieft in dem Spiegel des stillen Sees davor wiederkehrt. Das Ganze strahlt in leuchtenden starken Farben von unerhörter Pracht, die doch wieder von einer wunderbaren Zartheit sind und sich in ihrem Gesamton zu einer feinen geheimnisvoll wirkenden Dämmerstimmung eimen. Alle Einzelheiten sind wie bei den Bildern der alten Meister mit der größten Sorgfalt durchgeführt, auf die Durchbildung der Schmuckformen ist besonderer Wert gelegt, aber der große Eindruck ist darüber nicht verloren. Lechter, der von der Glasmalerei ausging, ist in seiner Kunst stark bedingt durch die Formenwelt der gotischen und romanischen Epoche, und er ist doch in seiner Empfindung, auch in der Art wie er die Natur auffaßt und wie er den Raum gestaltet,

völlig modern. Seine Kunst ist außerordentlich kompliziert; immer aber zeugt sie von einem sicheren Können und von einem so tiefen Ernst, wie er heute selten geworden ist.

Astronomisches.

en. Astronomische Neuigkeiten. Ein neuer veränderlicher Stern ist von dem Astronomen Stanley Williams entdeckt worden. Er befindet sich in der Nähe des Sterns 19 im Bilde der Leher. Sein Lichtwechsel nimmt 3 Tage und 14 Stunden in Anspruch, seine Größe aber ist immer sehr gering und er erreicht im höchsten Glanz nur die Helligkeit der Sterne elfter Größe. Nahezu gleichzeitig ist die Entdeckung von Professor Hartwig in Bamberg gemacht worden.

Von großer Bedeutung ist die Wiederentdeckung des kleinen Planeten Eros gewesen, die wieder so recht den Wert der Riesenteleskope hat erthen lassen, indem es möglich gewesen ist, den kleinen Planeten mit dem 50zölligen Refraktor der Chamberlain-Sternwarte in America zu beobachten. In den letzten Wochen sind bereits genauere Bestimmungen über die Helligkeit und die Bahn des sich jetzt östlich nach der Sonne zuwendenden Gestirns vorgenommen. In den nächsten Monaten wird es in südlicher Richtung fortschreiten und dann für die Astronomen unserer Länder in eine günstigere Stellung gelangen. Der Planet Eros, der im Jahre 1898 durch den Astronomen Witt an der Urania-Sternwarte in Berlin entdeckt wurde, ist insofern einzig in seiner Art, als er nicht nur der Erde näher kommt als irgend ein anderer der kleinen Planeten, sondern auch einen auffallenden und bisher noch nicht genügend aufgeklärten Lichtwechsel zeigt.

Eine weitere wichtige Beobachtung beschäftigt sich mit dem Planeten Saturn. Professor Hall hat die Masse der Saturnringe neu bestimmt. Den ersten Versuch dieses schwierigen Unternehmens machte bereits 1831 der Königsberger Astronom Bessel auf Grund einer Erforschung der Bewegungen des Titan, des größten Saturnmonds. Eingeständenermaßen jedoch war der von ihm erhaltene Wert zu groß, da der Einfluß der übrigen Monde und der Gestalt des Planeten nicht in Rechnung gezogen war. Dann machte sich der jüngst verstorbene französische Astronom Tisserand an die Aufgabe und kam zu dem Ergebnis, daß die Masse der Ringe den 920. Teil von der des Planeten ausmache. Professor Hall hat nun nachgewiesen, daß auch dieser Wert noch weitaus zu groß gewesen ist, indem die Masse dieser Ringe nur den 7092. Teil der Planetenmasse erreicht und noch hinter der Masse des Saturnmonds Titan um ein Drittel zurückbleibt.

Humoristisches.

— Schlechtes Gewissen. Gast: „Das Besteek taugt gewiß nichts!“
 Oberkellner: „Warum?“
 Gast: „Sonst bräuchte es sich nicht so unter die Kartoffel zu verstecken!“ —

Notizen.

— Folgendes Schreiben ist uns zugegangen: Ich vermahne mich öffentlich gegen die Mißbrauchung meines Namens, die Herr Friedrich Benz sich in dem Aufruf zur Ehrung Zolas erlaubt hat. Ich habe die Beteiligung an diesem Aufruf, durch den milde Gaben zu einem silbernen Kranz gesammelt werden sollen, telegraphisch mit den Worten abgelehnt: „Grundsätzlich gegen Klingelbeutelei für Tote“ — und Herr Benz hat dies Telegramm erhalten. Trotzdem scheute er sich nicht, meinen Namen für das Komitee zu benutzen und mir dann zu schreiben, meine Antwort habe ihn „im Unklaren gelassen“ und der Aufruf habe „schrecklich geirrt“. Ich stelle die Entscheidung über die Unklarheit dem öffentlichen Urteil anheim und bemerke nur noch, daß ein Geist von Zolas Bedeutung seinen Bewunderern zu hoch stehen sollte für eine so eiserne und kümmerliche „Ehrung“.
 R. Dehmel.

— „Das Ende“, ein neues Schauspiel von Paul A. Kirstein, wurde bei seiner Premiere im Hamburger Schauspielhaus abgelehnt.

— Mozarts Jugend-Oper „Zaide“ wurde dieser Tage im Wiener Opern-Theater, in einer Bearbeitung von Robert Hirschfeld, zum erstenmal aufgeführt und beifällig aufgenommen.

— In der heurigen Großen Berliner Kunstausstellung wurden für 235 043 M. Kunstwerke verkauft.

— Für das Kupferstich-Kabinet des kgl. Museums ist die Beckerath'sche Sammlung, die 3456 Blätter umfaßt, erworben worden; eine Anzahl dieser Kunstwerke werden im Herbst öffentlich ausgestellt werden. — Auch die Sammlung der Lithographien ist um 336 Blätter vermehrt worden.

— Die diesjährige Kunstausstellung der Berliner Secession ist im ganzen von rund 75 000 Personen besucht worden.

— Im Varrischen Gewerbemuseum in Nürnberg nehmen diese Woche Meisterkurse für Bau- und Kunstschlosser ihren Anfang.

— Der von der Wiener Meteorologischen Centralanstalt dieser Tage aufgeflossene Ballon „Jupiter“ stieg 6500 Meter; in dieser Höhe betrug die Temperatur —28 Grad.